

Maria Chapdelaine : Roman. Teil 12

Autor(en): **Hémon, Louis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667222>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 1. Februar 1936

Heft 9

Morgen.

Die Morgennebel wallen
Aus fernen Tälern weiß heran,
Die Morgenglocken schallen
Auf eines neuen Tages Bahn.

Die nächtgen Sorgen schweigen,
Und innen wird es licht und klar,
Und wie noch nie ein Morgen war,
Ist er nun diesem Tag zu eigen.

Die Vogelstimmen heben
Die Erde sacht zum Himmel hoch . . .
Die nächtge Seele sträubt sich noch
In bangem Morgenbeben.

Und wartet doch zu leben!
Sie rüstet sich zu Flug und Sicht,
Ganz abzustreifen Nacht und Joch,
Sich weit dem Großen hinzugeben
Und einzugehn in Tag und Licht.

Johanna Böhm.

Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

(Fortsetzung.)

XII

Eines Tages im März brachte Tit'Be aus Honfleur die Nachricht mit, daß dort am selben Abend bei Ephrem Surprenant eine große Abendunterhaltung stattfinden sollte, zu der sie alle gebeten waren.

Einer mußte daheim bleiben, um das Haus zu hüten, und da Mutter Chapdelaine den Wunsch äußerte hinüberzufahren, um sich nach diesen langen abgeschlossenen Monaten ein wenig zu zerstreuen, so blieb Tit'Be zu Hause. Honfleur, das ihnen nächstgelegene Dorf, war acht Meilen entfernt, aber was bedeuteten acht Meilen im Schlitten über den Schnee und durch den Wald gegenüber dem Vergnügen, Lieder und Geschichten zu hören und mit andern von weither gekommenen Leuten plaudern zu können?

Eine stattliche Gesellschaft war bei Ephrem Surprenant versammelt: zunächst mehrere Dorf-

bewohner, dann die drei Franzosen, die das Land seines Neffen Lorenzo gekauft hatten, und endlich zur großen Überraschung von Chapdelaines Lorenzo selbst, der noch einmal wegen der Verkaufsangelegenheit und der Erbschaftsregelung von den Vereinigten Staaten herübergekommen war. Er begrüßte Maria außerordentlich herzlich und setzte sich neben sie.

Die Männer zündeten ihre Pfeifen an, man plauderte über das Wetter, den Zustand der Wege und über Neuigkeiten aus der Provinz, aber die Unterhaltung schleppte sich etwas mühsam hin, und jeder schien auf etwas zu warten. Dabei richteten sich die Blicke unwillkürlich auf Lorenzo und die drei Franzosen, als ob ihre gleichzeitige Anwesenheit unbedingt allerlei wunderbare Erzählungen und Schilderungen ferner Länder mit seltsamen Sitten mit sich bringen müßte. Die Franzosen, die erst vor einigen Monaten ins

Land gekommen waren, mußten die gleiche Neugierde empfinden, denn sie hörten zu und sprachen kaum.

Samuel Chapdelaine, der sie zum erstenmal traf, hielt sich für berechtigt, sie nach kanadischer Sitte offenherzig einem Verhör zu unterziehen.

„Ihr seid also hergekommen, um Landwirtschaft zu treiben? Wie gefällt Euch denn Kanada?“

„Es ist ein schönes Land, so neu, so weit . . . Es hat im Sommer sehr viele Mücken, und der Winter ist schwer; aber daran gewöhnt man sich wohl auf die Dauer.“

Der Vater hatte das geantwortet, und seine Söhne nickten dazu und blickten vor sich hin. Schon ihr Äußeres hätte genügt, sie von den andern Dorfbewohnern zu unterscheiden, aber sobald sie sprachen, schien die Klust noch größer zu werden, und die Worte, die aus ihrem Munde kamen, klangen wie Laute einer andern Sprache. Sie hatten weder die langsame Art des kanadischen Sprechens, noch diese unbestimmbare Aussprache, die nicht aus irgendeiner französischen Provinz stammt, sondern dem Lande Quebec eigentümlich und ein Gemisch aus den verschiedenen Dialekten früherer Einwanderer ist. Sie gebrauchten Ausdrücke und Redewendungen, die man in Quebec, selbst in den Städten, nie hört, und die den hier versammelten schlichten Leuten gesucht und gekünstelt vorkamen.

„Wart Ihr bei Euch zu Hause, ehe Ihr herkommt, auch Landwirte?“

„Nein.“

„Was für ein Handwerk hattet ihr denn?“

Der Franzose zögerte einen Augenblick mit der Antwort, wohl weil er sich klar machte, daß das, was er sagen wollte, den andern fremd und schwer verständlich sein würde.

„Ich — ich war Stimmer“, sagte er endlich, „Klavierstimmer; und meine beiden Söhne waren Angestellte, Edmond in einem Büro und Pierre in einem Laden.“

Angestellte — Kommis — das war allen durchaus klar, aber der Beruf des Vaters blieb den Zuhörern etwas dunkel.

Ephrem Surprenant wiederholte: „Klavierstimmer, ganz recht, das war's!“ und sah dabei seinen Nachbar Conrad Méron mit überlegener, herausfordernder Miene an, die zu sagen schien: „du wolltest mir nicht glauben, oder du weißt wohl nicht, was das ist; aber du siehst — —.“

„Klavierstimmer“, wiederholte Samuel Chap-

delaine seinerseits, langsam den Sinn der Worte erfassend, „ist das ein gutes Handwerk? Verdientet Ihr gut dabei? Wohl nicht allzugut, was? — Aber immerhin, Ihr seid gebildete Leute, Ihr und Eure Söhne. Ihr könnt lesen und schreiben und rechnen, wie? Und ich — ich kann nicht mal lesen!“

„Ich auch nicht“, sagte Ephrem Surprenant prompt.

Conrad Méron und Egide Racicot riefen im Chor:

„Ich auch nicht!“

„Ich auch nicht!“

Und alle fingen an zu lachen.

Der Franzose machte eine unbestimmte, halb nachsichtige Handbewegung, als wollte er sagen, daß sie sehr gut ohne das auskommen könnten, und daß es für ihn selbst auch nicht mehr viel Wert hätte.

„Dann hattet ihr drüben also wohl nicht genug zu leben von euerm Handwerk? Ja — — weil ihr doch herübergekommen seid?“

Er fragte das ohne beleidigende Absicht in aller Harmlosigkeit, weil er sich wunderte, daß sie ihre Berufe, die ihm so angenehm und leicht erschienen, mit der schweren Landarbeit vertauscht hatten.

Warum waren sie gekommen? . . . Vor einigen Monaten noch hätten sie das zur Genüge und mit von Herzen kommenden Worten erklären können. Sie hätten gesagt, wie satt sie das Großstadtpflaster und die Armeleutelust der Stadt gehabt hätten, wie ihnen die Aussicht auf ein bis an ihr Lebensende abhängiges Dasein zuwider gewesen, wie dann eines Tages zufällig in einem Vortrag die Worte des Redners sie gepackt hätten, der über das Evangelium der Tatkraft und Entschlossenheit, über das gesunde freie Leben auf selbstgewonnenem Grund und Boden gepredigt hatte. Das alles hätten sie vor ein paar Monaten mit Wärme vorbringen können — —.

Jetzt vermochten sie nur wie ausweichend den Mund zu verziehen und danach zu suchen, welche ihrer Illusionen ihnen noch geblieben.

„Man ist in der Stadt nicht immer glücklich“, sagte der Vater. „Alles ist so teuer, man lebt so eingeschlossen . . .“

Das war ihnen in ihrer engen Pariser Wohnung so wundervoll erschienen, der Gedanke, daß sie in Kanada fast die ganzen Tage draußen im Freien verbringen würden, in der reinen Luft des unberührten Landes, in der Nähe der großen



Engadiner Schlittenfahrt.

Phot. J. Feuerstein, Scuol-Larasp.

Wälder. Von den großen Bremsen hatten sie nichts gewußt, die Winterkälte hatten sie sich nicht wirklich vorstellen können, ebensowenig wie die tausend andern Härten eines unbarmherzigen Landes.

„Habt Ihr's Euch so gedacht, wie es ist“, fragte Samuel Chapdelaine weiter, „das Land und das Leben hier?“

„Nicht ganz so“, antwortete der Franzose leise, „nein, nicht ganz so...“

Dabei zog etwas über sein Gesicht, was Ephrem Surprenant sagen ließ:

„O, es ist schwer hier — sehr schwer!“

Alle drei nickten bejahend und blickten zu Boden: drei Männer mit schmalen Schultern und noch blasser Gesichtsfarbe trotz der sechs Monate, die sie schon auf dem Lande verbracht hatten. Ein Traumbild hatte sie fortgelockt aus ihren Kontors und den Büros, vom Klavierschemel,

fort aus dem einzigen Leben, für das sie gemacht waren. Denn nicht nur Bauern können entwurzelt werden. Nun hatten sie angefangen, ihren Irrtum einzusehen und daß sie den Kanadiern, unter denen sie lebten, zu unähnlich waren, um es ihnen nachzutun, da sie weder ihre Kraft und abgehärtete Gesundheit, noch die notwendige derbe Art besaßen, und sich nicht wie sie auf alle Arbeiten verstanden, um je nach der Jahreszeit Landmann, Holzfäller oder Schreiner zu sein.

Der Vater nickte gedankenvoll mit dem Kopf, einer der Söhne hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und betrachtete mit einer Art von Erstaunen die Schwielen, die die schwere Feldarbeit seinen zarten Händen aufgedrückt hatte. Alle drei sahen aus, als beschäftigten sie sich in Gedanken immerfort damit, die traurige Bilanz eines fehlgeschlagenen Unternehmens zu ziehen. Die andern um sie herum dachten: „Sie haben Lorenzo

mehr für das Land zahlen müssen, als es wert war, nun haben sie kaum noch Geld und sind schlecht daran. Denn diese Leute sind ja nicht dazu gemacht, auf dem Lande zu leben."

Mutter Chapdelaine wollte ihnen Mut machen, ein wenig aus Mitleid, ein wenig auch, um die Ehre der Landarbeit zu retten.

"Im Anfang, wenn man noch nicht daran gewöhnt ist, ist's freilich etwas hart," sagte sie, "aber ihr sollt sehen, wenn ihr mit euerm Land erst ordentlich vorangekommen seid, dann könnt ihr ein schönes Leben haben."

"Romisch", bemerkte Conrad Néron, "wie's jedem so schwer fällt, mit seinem Leben zufrieden zu sein. Die drei da haben ihre Stellungen aufgegeben und sind von weither gekommen, um sich hier niederzulassen und Ackerbau zu treiben — und ich, ich sage mir immer, es kann doch nichts Schöneres geben als friedlich den ganzen Tag im Büro zu sitzen, die Feder hinterm Ohr, vor Kälte und Sonnenbrand geschützt."

"Jeder hat eben sein Ideal," entschied Lorenzo unparteiisch.

"Und dein eigenes Ideal war's jedenfalls nicht, in Honfleur zu bleiben und dich mit der Art zu plagen", sagte Racicot mit derbem Lachen.

"Freilich, das geb' ich ruhig zu, das hätte mir nicht gelegen. Diese Männer hier haben mein Land gekauft; es ist gutes Land, niemand kann was dagegen sagen. Sie wollten sich ja hier ankaufen, und da hab' ich ihnen mein Land verkauft. Aber was mich angeht: mir geht's sehr gut da, wo ich bin, und ich hätte nicht hierher zurückkehren mögen."

Mutter Chapdelaine schüttelte den Kopf.

"Es gibt kein schöneres Leben als das Leben eines Ansiedlers, der gesund ist und keine Schulden hat," sagte sie. "Man ist sein eigener Herr, man hat keine Arbeitgeber, man hat sein Vieh; und wenn man arbeitet, schafft man für sich selbst... Ach, das ist schön!"

"Von allen höre ich das immer," erwiderte Lorenzo, "man sei frei, man sei sein eigener Herr. Und ihr scheint die, die in Fabriken arbeiten, zu bemitleiden, weil sie einen Herrn über sich haben, dem sie gehorchen müssen. Frei sein... auf dem Lande... wer das glaubt!"

Er redete sich immer mehr in Eifer und sah sich herausfordernd um.

"Es gibt gar keinen Menschen auf der Welt, der weniger frei ist als ein Ansiedler... Wenn

ihr von Leuten spricht, die gut vorangekommen sind, die alles besitzen, was man auf dem Lande haben muß, und die mehr Glück gehabt haben als andre, dann sagt ihr: 'O, die haben ein schönes Leben, denen geht's gut; sie haben schönes Vieh.'

"So müßte es nicht heißen. In Wirklichkeit hat das Vieh sie! Es gibt keinen Arbeitgeber auf der Welt, der so dämlich ist wie ein geliebtes Tier. Fast alle Tage machen sie euch Mühe oder Verdruß. Da scheut ein Pferd um nichts und wieder nichts, schlägt aus oder verläuft sich; oder eine Kuh, die sonst immer sanft war, will, von Fliegen gequält, plötzlich davonlaufen, während man sie gerade melkt, und zerquetscht einem zwei Zehen. Und selbst wenn sie euch nicht zufällig verletzen, gibt es doch immer irgend etwas, womit sie euch quälen und das Leben verderben.

"Ich weiß, wie das ist, ich bin ja hier aufgewachsen, und ihr, ihr seid ja sozusagen alle Ansiedler und wißt es auch. Da hat man den ganzen Nachmittag tüchtig gearbeitet und kommt heim, um zu essen und sich ein wenig auszuruhen. Aber ehe man noch am Tisch sitzt, stürzt ein Kind herein und schreit: 'Die Kühe haben den Zaun umgerannt' — oder 'Die Schafe sind im Kornfeld'. Und alles steht auf und rennt heraus voller Angst um den Hafer oder die Gerste, mit denen man soviel Mühe gehabt hat und die die armen toll gewordenen Biester einem nun verderben. Die Männer laufen im Galopp und fuchteln mit ihren Stöcken, bis sie ganz außer Atem sind, und die Frauen kommen auf den Hof heraus und schreien. Und ist's einem dann gelungen, die Kühe oder Schafe wieder auf die Weide zu bringen und die Zaunpfähle wieder aufzurichten, und man kommt heim, da ist die Erbsensuppe kalt und voller Fliegen, der Speck unterm Tisch von den Hunden und Katzen verzehrt, und man ist in aller Eile irgendwas und wartet voll Angst auf den neuen Streich, den die armen Viecher vielleicht noch vorhaben.

"Ihr seid die Sklaven eurer Tiere, ja wahrhaftig, das seid ihr! Ihr pflegt sie, ihr haltet sie sauber; ihr sammelt ihren Dünger auf, wie die Armen die Brosamen der Reichen. Und ihr erhaltet sie durch eurer Hände Arbeit, weil der Boden karg und der Sommer zu kurz ist. So ist es und läßt sich durch nichts ändern, denn entbehren könnt ihr sie auch nicht; ohne Vieh kann man auf dem Lande nicht leben. Aber selbst wenn man's könnte... selbst wenn man's könnte..."



Engadiner Schlittenfahrt.

Phot. J. Feuerstein, Chuls-Tarasp.

dann hätten ihr doch noch andre Herren: den Sommer, der zu spät anfängt und zu früh aufhört, den Winter, der sieben Monate des Jahres nutzlos verschluckt, die Trockenheit und den Regen, die immer zur un rechten Zeit kommen . . .

„In der Stadt, da schert man sich den Ruckuck um Trockenheit oder Regen, aber hier seid ihr von ihnen abhängig und sie schaden euch — noch ganz zu schweigen von der großen Kälte, den schlechten Wegen, dem einsamen Leben, fern von allem und ohne jedes Vergnügen. Das ist ein elend schweres Leben, ein elend schweres Leben von A bis Z. Man sagt oft, daß nur die auf dem Lande vorankommen, die da geboren und großgeworden sind — natürlich! — Die andern, die in der Stadt gewohnt haben, bei denen hat's keine Not, daß sie einfältig genug wären, sich mit einem solchen Leben zufrieden zu geben!“

Er sprach fließend und mit Wärme, wie ein Städter, der jeden Tag mit seinesgleichen plaudert, seine Zeitungen liest und Straßenredner hört. Seine Zuhörer, die zu einem Menschen schlag gehörten, der für Worte sehr empfänglich ist, fühlten sich von seiner Kritik und seinen Klagen hingerissen, und die tatsächliche Schwere ihres

Lebens zeigte sich ihnen in neuer, packender Weise, die sie selbst überraschte.

Mutter Chapdelaine schüttelte jedoch den Kopf. „Sagt das nicht; es gibt kein schöneres Leben als das eines Ansiedlers, der ein gutes Land hat.“

„Nicht in diesem Lande, Frau Chapdelaine. Ihr seid zu weit im Norden. Der Sommer ist zu kurz. Das Korn hat kaum recht wachsen können, da kommt schon wieder der Frost. Jedesmal wenn ich von den Staaten hier herauf reise und die kleinen Bretterhäuser sehe, die so verloren daliegen, so weit voneinander entfernt, und die aussehen, als ob sie Angst hätten, und dann den Wald, der gleich hinter ihnen anfängt und euch von allen Seiten einschließt . . . wahrhaftig, da fühle ich mich ganz niedergedrückt in eurer Seele, ich, der ich hier nicht mehr wohne, und ich frage mich immer wieder, wie es nur kommt, daß die Menschen hier nicht längst fortgezogen sind in bessere Gegenden, wo man alles findet, was das Leben schön macht, und wo man im Winter ausgehen und spazieren gehen kann, ohne fürchten zu müssen, daß man umkommt.“

Ohne fürchten zu müssen, daß man umkommt . . . Maria fuhr plötzlich zusammen und dachte

an die finsternen Geheimnisse, die der grüne und weiße Wald birgt. Was Lorenzo Surprenant sagte, war wirklich wahr: es war ein unbarmherziges, liebloses Land. Das Draußen mit all seinem feindlich Drohenden: der Kälte, dem tiefen Schnee und der Einsamkeit, schien plötzlich in das Haus hereinzukommen und sich um den Ofen zu setzen wie eine Schar böser Feen, deren höhnisches Lächeln Unheil kündete und deren Schweigen noch schrecklicher war.

„Erinnerst du dich an die schönen geliebten Burschen, die wir getötet und im Walde versteckt haben, meine Schwester? Ihre Seelen haben uns entfliehen können, aber ihre Körper, ihre Körper, ihre Körper... niemand wird sie uns je rauben...“

Der Wind, der um die Hausecken fährt, klingt wie ein schauriges Lachen, und es ist Maria, als ob alle, die da zwischen den Holzwänden versammelt sind, sich ducken und leise sprechen, wie Menschen, deren Leben bedroht ist und die sich fürchten.

Auf dem ganzen übrigen Abend lastete eine gewisse Traurigkeit, wenigstens ihr erschien es so. Racicot erzählte Jagdgeschichten von Bären, die in Fallen gefangen waren und sich, wenn der Fallenjäger in Sicht kam, so wild gebärdeten, daß ihm angst und bange wurde. Sahen sie dann aber die Jäger in großer Zahl zurückkehren und ihre mörderischen Gewehre auf sich gerichtet, so ergaben sie sich, steckten den Kopf zwischen die Taschen und jammerten und stöhnten mit fast menschlich klingenden Lauten herzerreißend und zum Erbarmen.

Nach den Jagdgeschichten kamen Geister- und Erscheinungsgeschichten an die Reihe; man erzählte sich von Leuten, die geflucht oder die Priester schlecht gemacht hatten und darauf schreckliche Gesichte oder wunderbare Warnungszeichen erlebt hatten. Und danach spielte man Karten, weil niemand Lust hatte zu singen. Die Unterhaltung wandte sich jetzt weniger aufregenden Dingen zu, und als Maria nachher wieder mit ihren Eltern im Schlitten saß und durch die stockfinsternen Wälder heimfuhr, wußte sie von dieser letzten Unterhaltung nur noch das, was Lorenzo Surprenant von den Vereinigten Staaten erzählt hatte, von dem herrlichen, angenehmen und sicheren Leben in den großen Städten und von den schönen geraden Straßen, die des Abends im Lichterglanz erstrahlten und ein immer neues wunderbares Schauspiel boten.

Vor der Abfahrt hatte Lorenzo ihr leise und fast vertraulich zugeflüstert:

„Morgen ist Sonntag... da werde ich Euch am Nachmittag besuchen.“

Ein paar kurze Nachtstunden — ein sonniger Wintermorgen, und schon war er wieder an ihrer Seite und nahm seine wunderbaren Erzählungen wie eine unterbrochene Verteidigungsrede wieder auf.

Denn hauptsächlich für sie hatte er am vorhergehenden Abend gesprochen, das war ihr ganz klar. Wie er so verächtlich vom Landleben geredet, wie er das prachtvolle Leben in den Städten geschildert hatte, das war alles nur die Einleitung zu einer Versuchung, die er jetzt mit all ihren Lockungen vor ihren Augen ausbreitete, so wie man ein Bilderbuch durchblättert.

„O Maria, Ihr könnt es Euch ja gar nicht vorstellen. Die Läden von Roberval, die große Messe, ein Abend mit Aufführungen in einem Kloster — das ist das Schönste, das Ihr bisher gesehen habt. Leute, die in der Stadt gelebt haben, würden über all das nur lachen. Ihr könnt es Euch ja gar nicht vorstellen... schon allein so ein Spaziergang am Abend in den großen Straßen, wenn der Arbeitstag zu Ende ist — keine kleinen Bretterwege wie in Roberval, sondern schöne Asphaltstraßen, so eben wie ein Tisch und so breit wie ein Saal — schon allein bei so einem Spaziergang mit all den Lichtern und den elektrischen Bahnen, die fortwährend an einem vorüberfahren, den Läden und den Menschen, hättet Ihr soviel zu sehen, daß Ihr Euch wochenlang darüber wundern könntet. Und all die Vergnügungen, die man haben kann: Theater, Zirkus, illustrierte Zeitungen, und fast in jeder Straße ein Haus, wo man für einen Nickel, fünf Cents, hineingehen und sich zwei Stunden mit Lachen und Weinen amüsieren kann! O Maria! Wenn ich nur denke, daß Ihr nicht einmal wißt, was das ist: ein Kino!“

Er schwieg einen Augenblick und ließ im Geist die wunderbaren Bilder des Kinos an sich vorbeiziehen, wobei er sich überlegte, ob er es ihr wohl erklären und ihr den gewöhnlichen Hergang der Stücke erzählen könnte: die rührende Geschichte von verlassenen oder verlorenen kleinen Mädchen, deren Leben sich auf der Leinwand in zwölf Minuten bitteren Elends und drei Minuten Erlösung und Vergötterung in einem Salon voll übertriebenen Luxus abspielt... Die wilden Ritte der Cow-boys, wenn sie räuberische

Indianer verfolgen, die schrecklichen Schießereien, und wie die Gefangenen dann endlich in der letzten Sekunde von Soldaten befreit werden, die wie der Sturmwind herankommen und stolz das Sternenbanner schwingen . . .

Nach kurzem Zögern schüttelte er den Kopf, da er einsah, daß er nicht imstande war, ihr all diese Herrlichkeiten in Worten zu schildern.

Sie schritten zusammen auf ihren Schneereifen durch die Lichtung oben auf der steilen Böschung des Péribonkaufers, oberhalb des Falles. Lorenzo Surprenant hatte keinerlei Vorwand gesucht, um zu erreichen, daß Maria mit ihm ausginge; er hatte sie ganz einfach vor allen darum gebeten, und jetzt sprach er ihr mit derselben schlichten, geradewegs aufs Ziel gehenden praktischen Art von seiner Liebe.

„Gleich das erste Mal, als ich Euch sah, Maria, gleich das erste Mal — wirklich! Ich war so lange nicht mehr hier gewesen, und ich sagte mir immer, es wäre doch ein schreckliches Land zum Leben, und die Menschen hier lauter einfältige Leute, die nichts von der Welt gesehen hätten, und die Mädchen sicher nicht so fein und chic wie die in den Staaten . . . Und kaum hatte ich Euch gesehen, da sagte ich mir plötzlich, daß ich selbst der Einfaltspinsel wäre, denn weder in Lowell noch in Boston hatte ich je ein Mädchen wie Euch gesehen. Und als ich wieder da unten war, da mußte ich hundertmal am Tage daran denken, daß jetzt vielleicht irgendein hergelaufener Mensch käme und Euch holte, und jedesmal wurde mir ganz kalt bei dem Gedanken. Euretwegen, Maria, bin ich nochmals hergekommen, den ganzen langen Weg von Boston, eine Reise von drei Tagen! Die Geschäfte, die ich hatte, hätte ich auch brieflich erledigen können. Euretwegen bin ich wiedergekommen, um Euch zu sagen, was ich auf dem Herzen hatte, und um Eure Antwort zu hören.“

Jedesmal, wenn der Boden vor ihnen ein paar Schritte frei von Wurzeln und Baumstümpfen war und Lorenzo, ohne Angst, im Schnee zu straukeln, aufblicken konnte, sah er sie an, sah aber nichts weiter von ihr als ihr gesenktes Profil mit dem geduldigen ruhigen Ausdruck, das zwischen ihrer wollenen Mütze und der langen Wolljacke hervorsah, unter der sich die schönen, kräftigen Linien ihres Körpers abzeichneten, so daß ihm jeder Blick aufs neue klarmachte, warum er sie liebte, ohne ihm jedoch eine Antwort zu bringen.

„Hier ist's kein Leben für Euch, Maria. Das

Land ist zu rauh und die Arbeit zu schwer. Man muß sich von früh bis spät abschufeln, um nur gerade leben zu können. Da unten in den Fabriken, da könntet Ihr, so tüchtig und stark wie Ihr seid, leicht ebensoviel verdienen wie ich; aber wenn Ihr meine Frau wäret, brauchtet Ihr nicht zu arbeiten. Ich verdiene genug für zwei, und wir hätten ein feines Leben: schöne Kleider, eine hübsche Wohnung zu ebener Erde in einem Backsteinhaus mit Gas, Warmwasserversorgung und lauter Dingen, von denen Ihr keine Ahnung habt und die einem jeden Augenblick soviel Zeit und Mühe sparen. Und denkt nur nicht, es gäbe dort nur Engländer; ich kenne eine ganze Menge kanadische Familien, die wie ich arbeiten oder Läden haben. Und auch eine schöne Kirche haben wir mit einem kanadischen Priester, Herrn Pfarrer Tremblay aus Saint-Hacinthe. Ihr würdet kein Heimweh haben . . .“

Er zögerte wieder und ließ seine Augen über den weißen, mit braunen Baumstümpfen besäten Boden schweifen, über das öde Plateau, das sich weiter hinten jäh zum Fluß hinabsenkte, als wenn er nach noch überzeugenderen Gründen suchte.

„Ich weiß nicht recht, was ich Euch sagen soll — — — Ihr habt immer hier gelebt und könnt Euch nicht vorstellen, wie es anderswo ist, und ich bin nicht imstande, es Euch nur mit Worten klar zu machen. Aber ich liebe Euch, Maria, ich verdiene sehr gut und trinke niemals. Wenn Ihr mich heiraten wollt, wie es mein Wunsch ist, dann bringe ich Euch an Orte, daß Ihr staunt, wirklich schöne Orte, ganz anders wie hier, wo man wie andere Menschen leben und sein Lebttag glücklich sein kann.“

Maria blieb stumm, und doch hatte jedes Wort von Lorenzo ihr Herz getroffen wie eine Woge, die sich gegen den Strand wirft. Nicht die Liebesbeteuerungen, so aufrichtig und ehrlich sie auch waren, berührten sie so stark, sondern die Schilderungen, durch die er sie zu locken suchte. Er hatte nur von gewöhnlichen Vergnügungen und rein äußerlichen Vorzügen für die Bequemlichkeit und die liebe Eitelkeit gesprochen. Aber das war ja auch das einzige, was sie genau begreifen konnte, während alles übrige — der geheimnisvolle Zauber der Städte, eines ganz andern, unbekanntem Lebens mitten unter den Menschen und nicht am äußersten Rande der bewohnten Welt — in seiner Unbestimmtheit und doch greifbaren Wirklichkeit nur um so stärker und wie ein ferner Glanz auf sie wirken mußte. All das Bun-

derbare und Berauschte, das in dem Anblick und der Berührung mit den Massen liegt, die ganze prickelnde Fülle von Gefühlen und Gedanken, jener Besitz, für den der Städter den herben Stolz des bodenständigen Bauern hingegeben hat — das alles schwebte Maria unbestimmt vor wie ein neues Leben in einer neuen Welt, wie eine herrliche Verwandlung, nach der sie schon im voraus Sehnsucht hatte. Vor allem aber hatte sie den großen Wunsch, weit fortzugehen.

Der Wind wehte aus Osten und jagte eine Schar dunkler schneebedeckter Wolken vor sich her. Sie zogen wie ein drohender Schatten hoch über dem weißen Boden und den düstern Wäldern dahin. Der Boden schien darauf zu warten, daß sich eine neue Decke auf sein Leichentuch senkte, und die Tannen, die Fichten und Zypressen standen, eng aneinander gedrängt, regungslos da, ein Bild stummer Ergebung. Die Baumstümpfe tauchten gleich Trümmern aus dem Schnee auf. Nichts in der ganzen Landschaft deutete auf die Möglichkeit eines Frühlings oder einer künftigen Jahreszeit voll Wärme und Fruchtbarkeit . . . sie wirkte vielmehr wie ein Teil eines verlassenen Planeten, wo ewig nur Kälte und Tod herrschten.

Diese Kälte, diesen Schnee, dies eingeschlafene Land mit seinen strengen finstern Bäumen, das alles hatte Maria ihr Leben lang gekannt, und jetzt zum erstenmal dachte sie mit Haß und Furcht daran. Was für ein Paradies mußten die Länder im Süden sein, wo der Winter im März zu Ende war und schon im April sich Blätter zeigten! Und im tiefsten Winter konnte man ohne Schneereifen auf den Wegen gehen, ohne Pelze, fern von den wilden Wäldern. Und in den Städten, auf den Straßen . . .

Tausend Fragen schwebten ihr auf den Lippen. Sie hätte gerne gewußt, ob es, wie man ihr erzählt hatte, wirklich auf beiden Seiten der Straßen hohe Häuser und Läden in ununterbrochener Reihe gäbe, ob die elektrischen Bahnen das ganze Jahr fahren, ob das Leben sehr teuer wäre . . .

Und hätte sie auf all diese Fragen Antwort erhalten, so wäre doch nur ein kleiner Teil ihrer regen Neugier befriedigt, und der ganze unbestimmte geheimnisvolle Zauber hätte weiter bestanden.

Sie schwieg indessen, da sie sich scheute, irgend etwas zu sagen, das wie der Anfang eines Versprechens klänge. Lorenzo blickte sie lange an, während er immer an ihrer Seite über den Schnee schritt, und erriet nichts von dem, was in ihrem Herzen vorging.

„Ihr wollt nicht, Maria? Ihr fühlt nichts für mich, oder liegt es daran, daß Ihr Euch noch nicht entschließen könnt?“

Und da sie immer noch keine Antwort gab, klammerte er sich an diese letzte Vermutung aus Angst vor einer endgültig abschlägigen Antwort.

„Ihr braucht ja auch noch nicht gleich ja zu sagen, natürlich nicht! Ihr kennt mich ja erst so kurz . . . aber denkt an das, was ich Euch gesagt habe. Ich werde wiederkommen, Maria. Es ist zwar eine lange Reise, die viel kostet, aber ich komme wieder. Und wenn Ihr's Euch recht überlegt, dann werdet Ihr schon einsehen, daß es hier im Lande keinen einzigen Burschen gibt, mit dem Ihr ein solches Leben haben könntet wie mit mir. Denn wenn Ihr mich heiratet, leben wir behaglich wie andere Menschen, anstatt uns von früh bis spät in öden verlassenen Gegenden mit dem Vieh und der Landarbeit abzuschuften . . .“

Sie kehrten ins Haus zurück. Lorenzo plauderte noch ein Weilchen von der Reise, die er vor sich habe, von den Staaten, wo es inzwischen schon Frühling geworden wäre, und von der reichlich vorhandenen Arbeit dort, die gut bezahlt würde, wie es seine elegante Kleidung und sein gutes Aussehen bezeugten. Dann verabschiedete er sich, und Maria, die beharrlich seinen Blicken ausgewichen war, setzte sich ans Fenster, blickte in die Dämmerung hinaus, die langsam zugleich mit dem Schnee herniedersank, und dachte an ihren großen Kummer.

(Fortsetzung folgt.)

Lied.

Kleine, fromme Weise
klinge tief und rein,
bette sanft und leise
dich auf deiner Reise
in die Herzen ein.

Leihe deine Schwingen
jedem Leid und Glück,
lasse froh dich singen,
kehr dann im Verklingen
still zu mir zurück.

Gehe durch die müde
Seele als Gebet;
reise sie zur Güte,
bis — was leidvoll glühte —
still in dir verweht.

Heinrich Lämmlein.